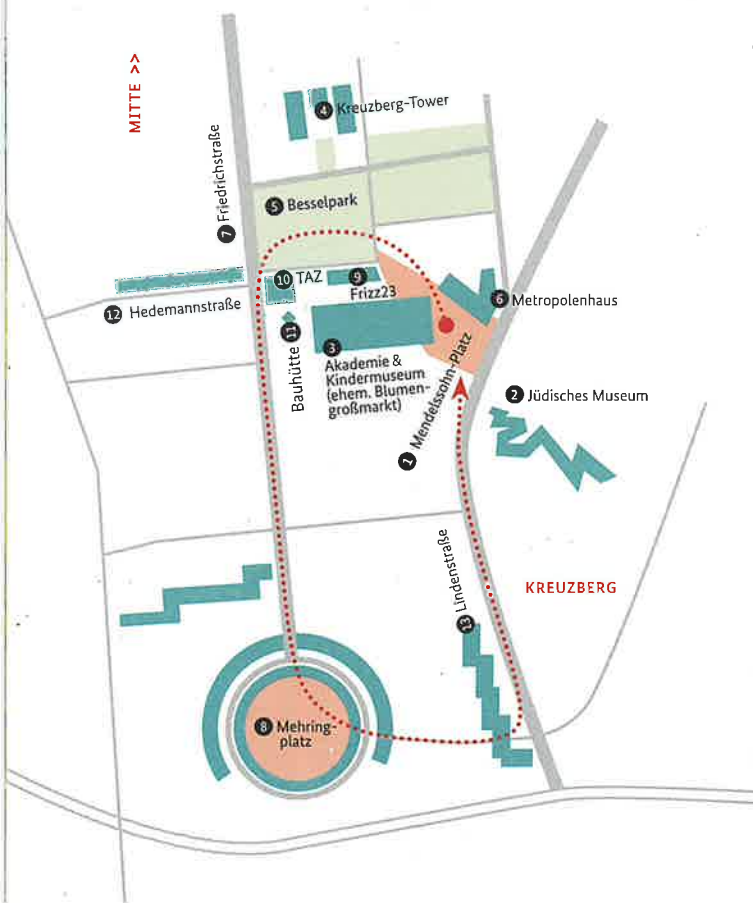


„Entscheidend ist aufm Platz“



Text: Oliver Geyer, Fotos: Marcus Glahn

Wie entsteht ein Zuhause-Gefühl im Quartier? Um diese Frage zugleich praktisch und fundiert zu ergründen, sind wir mit dem Stadtforscher Olaf Schnur durch das Berliner Viertel spaziert, in dem er selbst wohnt. Ein kleiner Rundgang durch mehrere Schichten Stadtgeschichte und verschiedene Faktoren von Zugehörigkeit



Schon am Treffpunkt deutet es sich an. Für einen passionierten Stadtforscher bieten sich bei diesem Thema spezielle emotionale Anknüpfungspunkte. Auf dem **Fromet-und-Moses-Mendelssohn-Platz** ①, im neu errichteten Quartier an der Grenze der Bezirke Kreuzberg und Mitte gegenüber vom **Jüdischen Museum** ②, gerät Olaf Schnur ins Schwärmen. „Schauen Sie sich nur mal um, all diese Brüche, die Fragmente! Hier der Barock der alten Friedrichstadt, dort der Dekonstruktivismus mit der Libeskind-Erweiterung des Museums, die 60er-Jahre-Nachkriegsmoderne oder die alte **Gewerbehalle des früheren Blumengroßmarkts** ③. Ein Stück weiter dann Gründerzeitbauten und der postmoderne **Kreuzberg-Tower** ④ der Internationalen Bauausstellung 1987. Dann die Spuren der Nachwendetransformation bis hin zu aktuellen Entwicklungen, bei denen die Prinzipien der Neuen Leipzig-Charta durchschimmern: Stichwort Gemeinwohlorientierung.“ Das seien Schichten der Städtebauhistorie und obendrauf das pralle Leben: Menschen aus den umliegenden Kiezen, die sich im **Besselpark** ⑤ treffen, Leute, die hier ihrem Job nachgehen, Touristen, die aus Mitte zum Museum pilgern. „Dieses Quartier ist eine Mischungszone zwischen Mitte und Kreuzberg, ein Scharnier zwischen Arm und Reich, Wohnen und Arbeiten. Alles wie unter einem Brennglas.“ Und Schnur kann mit seinem fachlich geschulten Auge jeden Tag durchblicken. Sein Lieblingsort im Quartier? „Der neue Stadtplatz natürlich – und mein Balkon, von dem aus ich das urbane Kommen und Gehen sehen kann. Das ist wirklich spannend!“

Vor zehn Jahren ist Schnur nach zahlreichen Umzügen innerhalb Berlins schließlich in das neu errichtete **„Metropolenhaus“** ⑥ eingezogen, ein modernes Wohngebäude direkt am Fromet-und-Moses-Mendelssohn-Platz. An diesem Ort sei er wirklich angekommen, bekundet er. Damals ist das Quartier am ehemaligen Blumengroßmarkt im Konzeptvergabeverfahren neu entstanden. Während sich in den Innenstadtbezirken Berlins die Gründerzeitquartiere großer Beliebtheit erfreuen, galt es hier, Leerräume klug zu beleben – Leerräume mit symbolischer Aufladung. Das Jüdische Museum war schon da, die Berliner Mauer als stadtstrukturelle Trennlinie noch spürbar, drum herum die IBA-Bauten, und auch die tiefer liegenden historischen Schichten und Maßstäbe waren im Bewusstsein der Planerinnen und Architekten verankert. Dazu die umgebenden, teilweise als benachteiligt geltenden Kreuzberger Kieze. Alldem musste man gerecht werden und das Neue sinnvoll einfügen. „Das ist komplex, aber ich finde, es funktioniert hier insgesamt recht gut“, meint Schnur. Er verweist auf die Offenheit des Platzes zum Museum auf der anderen Seite der Lindenstraße, die Integration der Akademie und des Kindermuseums des Jüdischen Museums in der früheren Großmarkthalle und die aktiven Erdgeschosse rund um den Platz, in denen auch integrative kreative Angebote für Kinder aller sozialen Schichten gemacht werden.

Was den Menschen Olaf Schnur hier Zugehörigkeit empfinden lässt

Fällt es Ihnen als Stadtforscher besonders leicht, an so einem Ort ein Zuhause-Gefühl zu entwickeln? Die Frage zaubert ein Lächeln auf Schnurs Gesicht. „Da ist sicher etwas dran.“



Andere mögen die städtischen Bruchlinien vielleicht als Hypothek für ein Wohnquartier empfinden. Mich begeistert das.“ Und wo neben älterer Wohnbebauung auf einen Schlag so viel Neues entsteht, da sind Brüche nicht zu vermeiden. Nun aber mal los. Schließlich soll es noch ein kleiner Rundgang werden: durch den neu gestalteten Besselpark rüber zur **Friedrichstraße** ⑦, in südlicher Richtung weiter bis zum **Mehringplatz** ⑧ – einem in den 1960er- und 1970er-Jahren errichteten Quartier, das 2005 zum Quartiersmanagement-Gebiet wurde – und zurück in Schnurs Wohnung auf einen Kaffee und ein paar abschließende Fragen.

Wobei eine zentrale Frage gleich an Ort und Stelle zu klären ist: Was hat auch den Menschen Schnur hinter dem Fachmann Schnur hier ankommen und Zugehörigkeit empfinden lassen? „Das war schon auch unsere Hausnachbarschaft, die sozialen Beziehungen. Alle sind gleichzeitig eingezogen, das verbindet.“ Und wie steht es da um die soziale Mischung? „Die ist eine Frage des Maßstabs und Bezugsrahmens. Das Haus selbst ist sehr international und ‚post-migrantisch‘. Aber wohl mit eher gehobenen Einkommen – insofern auch wieder homogen.“ Schnur verweist auch auf das Apartmenthaus vis-à-vis, ein genossenschaftliches, integratives Bauprojekt (IBeB), das Ateliers, Genossenschafts- und Eigentumswohnungen und Gewerbeflächen in sich vereint und insofern auch auf eine gewisse Heterogenität setzt. Generell sei es aber immer eine Herausforderung, sehr unterschiedliche Milieus in einem Quartier zu integrieren.

Sehr treffend: Ankerpunkte, Mischzonen und aktive Erdgeschosse

Wesentlich mehr soziale Diversität zeigt sich, so Schnur, wenn man zur größeren Körnung des Gesamtquartiers kommt. Wir klappern nun mehrere Stationen ab, die das Bemühen des Konzeptverfahrens um Begegnungsorte, Kreativräume, Gemeinwohlorientierung und Integration belegen. Als da wären: die Bäckerei mit Café unten im Metropolhaus, die sich zu einem beliebten Ankerpunkt entwickelt hat. Direkt daneben die Räume des Vereins feldfünf, der zu Ausstellungen und Veranstaltungen einlädt und vergünstigte Projekträume bereithält. Ein Stück weiter gelangen wir zum **Frizz23** ⑨, einer gewerblichen Baugruppe mit viel Kreativwirtschaft, deren Mitarbeitende bei warmem Wetter in den Besselpark ausströmen, wo sie auf den Sitzelementen auf Menschen aus den umliegenden Nachbarschaften treffen. Und schließlich, wenige Hundert Meter weiter, einmal um die Ecke des neuen Redaktionsgebäudes der „tageszeitung“ mit dem „taz“-Café ⑩ im Erdgeschoss, kommt die „Bauhütte Kreuzberg e.V.“ ⑪. Als kokreatives Stadtentwicklungsprojekt mit Urban Gardening und Workshops zu Themen wie „Anwohner:innenvertretung“, „Diversität/Empowerment“ und „Jugendliche am Mehringplatz“ soll das Projekt



hier auch als Dreh- und Angelpunkt zwischen verschiedenen Sozialstrukturen fungieren. Im Idealfall kommen hier Menschen aus allen Richtungen zusammen und entwickeln ihr Quartier gemeinsam weiter.

Während wir auf der Friedrichstraße in südlicher Richtung weiterspazieren, räumt Schnur ein, dass er sich selbst bislang wenig in diese kokreativen Formate einbringen konnte – obgleich er wisse, wie förderlich die für Zugehörigkeit sind. „Ich bin beruflich ziemlich eingespannt in meiner Wissenschaftlerrolle – aber vielleicht ist es auch ein bisschen Bequemlichkeit.“ Als Forscher hat er selbst mit herausgearbeitet, wie sehr es bei Quartiersentwicklungen neben der „Produktqualität“ – unter anderem funktionierende Nachbarschaft, kurze Wege zu guter Nahversorgung, hohe Lebens- und Aufenthaltsqualität, Anbindung an den ÖPNV, Ökonomie, Barrierefreiheit – auch auf „Prozessqualität“ ankommt. Sprich: Wurden und werden Anwohnende eingebunden in die Planung? Beiden Qualitäten habe man hier mit hohem Aufwand Rechnung getragen, meint Schnur. Auch die Prozessqualität ist zum Beispiel mit den Aktivitäten der „Bauhütte“ und im Verein feldfünf auf Dauer gestellt.

Das Zuhause-Gefühl ist nicht auf eine bestimmte Bauform abonniert

Mit Blick auf die Nachkriegswohnblöcke in Seitenstraßen der südlichen Friedrichstraße ist nun eine Zwischenfrage



Prof. Dr. Olaf Schnur ist Bereichsleiter Forschung beim Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung (vhv). Seine Schwerpunkte als Stadtforscher liegen in der Analyse sozialräumlicher Dynamik in Nachbarschaften und Quartiersentwicklungen.

fällig: Hand aufs Herz, Herr Schnur, muss man auch ein kleines Faible für urbane Tristesse haben, um sich hier im Quartier so rundum zu begeistern wie Sie? Schnur findet: „Ich habe da schon einen gewissen Vorteil, dass ich an Stadtentwicklung interessiert bin. Aber im Ernst: Der Block hier in der **Hedemannstraße** ⑫ zum Beispiel ist nach Entwürfen von Werner Düttmann gebaut, auch die Hochhäuser an der **Lindenstraße** ⑬. Das sind ikonische Konzepte, die man in Architekturführern findet und typisch für das städtebauliche Leitbild ‚Urbanität durch Dichte‘ ab den 60er Jahren sind.“ So etwas sei weniger hygge als die typischen Altbaukrieze. Doch viele mögen es auch urban. Das Zuhause-Gefühl sei nicht auf eine bestimmte Bauform abonniert.

Wir steuern auf den Mehringplatz zu, und der Wechsel der städtischen Atmosphäre ist nicht zu übersehen: Auf schicke Gastronomie und stylische Fahrradläden folgen ein Imbiss, eine Physiotherapiepraxis und ein Café ohne kreativen Namen. Die Straße wird zur Fußgängerzone, gesäumt von 1960er-Jahre-Mietshäusern.

Ein belebter Ort, aber keine Idylle

Wir stehen nun auf dem begrünten Innenbereich des Mehringplatzes, wo in den 1960er-Jahren mit den kreisförmig errichteten Wohngebäuden ringsherum der Grundriss der zerstörten Vorkriegsbebauung rekonstruiert wurde. Das Ensemble stammt aus jener Zeit, als die Westberliner Stadtplanung beseelt von der architektonischen Moderne große Teile der Gründerzeitquartiere abreißen und durch neu errichtete Großkomplexe ersetzen wollte. Einhalt geboten wurde dem erst durch die Hausbesetzungen der 1970er-Jahre und das IBA-Konzept der „Stadtreparatur“. Mit behutsamer Stadterneuerung sollten Altbauquartiere und ihre soziale Struktur nun doch erhalten werden. Gleichwohl gilt der Mehringplatz, bei dem Architekten wie Hans Scharoun und abermals Werner Düttmann federführend waren, als städtebauliches Leuchtturmprojekt.

Aber heute gibt es hier Herausforderungen. „Im Sommer ist draußen viel Leben und Treiben. Das Lebendige wirkt erst mal schön, aber es gibt natürlich auch Ressourcenkonflikte. Hier wohnen viele benachteiligte Familienhaushalte mit geringen Einkommen auf beengtem Raum.“ Der Mehringplatz ist also ein belebter Ort, aber keine Idylle. Wie hat es sich hier ausgewirkt, dass es in Laufweite zu den neuen Erweiterungen des Quartiers gekommen ist? „Den Menschen vom Mehringplatz ist dadurch sicherlich kein Nachteil entstanden, aber vermutlich auch kein großer Vorteil – von den neuen Plätzen und Durchwegungen und einzelnen Angeboten vielleicht mal abgesehen. Das kann man sicherlich auch kritisch sehen.“

Zurück am Fromet-und-Moses-Mendelssohn-Platz, den man vom Balkon aus bei einer Tasse Kaffee tatsächlich wie ein Wimmelbild von Stadtentwicklung genießen kann: „Was mir so gefällt, ist diese Weite und Großzügigkeit, für die man sich hier planerisch entschieden hat.“ Mit dem neuen Quartier sei ein differenziertes Angebot aus Plätzen und anderen Freiräumen entstanden. Um für alle Anwoh-



nenden ein Zuhause zu werden, braucht es auch weiterhin Nutzung und Aneignung. „Was ich mir wünschen würde, ist, dass sich die benachbarten Milieus noch mehr begegnen können“, sagt Schnur. Aber wie? Bei bestehenden Angeboten wirken manchmal auch Kulturbarrieren. Es bräuchte vielleicht noch mehr kleine Anlässe, die für „public familiarity“ sorgen. Es gehe um eine öffentliche Vertrautheit, die entsteht, wenn man sich öfter mal gesehen hat, grüßt oder miteinander spricht. Niedrigschwellige Angebote, Events wie Quartiersfeste oder auch noch mehr Aufenthaltsqualität können zum Beispiel helfen: Stadtmöbel und Bäume als Schattenspende. Ortsidentität ließe sich nicht verordnen, aber Stadtentwicklung könne Gelingensbedingungen schaffen. Oder wie Schnur es zusammenfasst: „Entscheidend ist aufm Platz.“

Mehr Informationen:
bit.ly/konzeptverfahren-ex-blumengrossmarkt